

**PATRICIA  
CORNWELL**

**TOTEN  
STARRE**

**SPIEGEL  
Bestseller**

HarperCollins

THRILLER

Schlagzeile des Tages.«

Er antwortet nicht, aber das ist auch überflüssig. Er ist im Bilde. Bestimmt hat Bryce ihn angerufen, denn Marino hat es sicher nicht getan.

## KAPITEL 4

Hinter uns auf dem Gehweg läutet fröhlich eine Glocke. Wir machen Platz, als eine junge Frau auf einem Fahrrad vorbeifährt.

Sie stoppt vor uns, als hätten wir dasselbe Ziel. Ich lächle ihr mitfühlend zu, als sie absteigt. Sie trägt eine sportliche dunkle Brille. Ihr Gesicht ist gerötet und verschwitzt. Sie öffnet den Kinnriemen ihres leuchtend blauen Fahrradhelms und nimmt ihn ab. Ich bemerke ihr zurückgebundenes langes braunes Haar, die blauen Shorts und das beige ärmellose T-Shirt. Sofort bekomme ich ein seltsames Gefühl.

Ich betrachte ihr blaues Halstuch mit Paisleymuster, ihre beigen Turnschuhe von Converse und ihre grauweiß gestreiften Funktionssocken, während sie erst auf ihr Telefon und dann auf das georgianische Backsteingebäude des Faculty Club schaut, als erwarte sie jemanden. Sie tippt mit den Daumen und hält das Telefon ans Ohr.

»Hallo«, sagt sie. »Ich bin hier.« Inzwischen weiß ich, warum sie mir so bekannt vorkommt. Ich bin ihr vor etwa einer halben Stunde begegnet.

Sie war im Loeb Center, als ich die Theaterkarten gekauft habe. Ich erinnere mich, dass sie die Vorhalle betrat, um zur Toilette zu gehen. Sie ist höchstens Anfang zwanzig und hat einen britischen Akzent, der mir ein wenig affektiert oder antrainiert erscheint. Das ist mir schon aufgefallen, als sie mit Mitarbeitern und einigen Schauspielern im American Repertory Theater gesprochen hat.

Sie stand auf der anderen Seite des Raums und klebte Karteikarten mit Kochrezepten an eine Wand, an der bereits Hunderte davon hingen. In dieser Inszenierung von *Waitress* werden die Zuschauer aufgefordert, ihre Lieblingsgerichte und leckere Geheimrezepte aus der Familie mit anderen zu teilen. Bevor ich ging, bin ich hinübergeschlendert, um einen Blick darauf zu werfen. Kochen ist meine große Leidenschaft, und meine Schwester liebt Süßes. Gerade notierte ich mir das Rezept für einen Erdnussbutterkuchen, als die junge Frau im Ankleben der Karten innehielt.

»Ich warne Sie, der ist lebensgefährlich«, sagte sie zu mir. Sie trug einen kitschigen goldenen Totenkopf um den Hals, der mich an Piraten denken ließ.

»Pardon?« Unsicher, ob ich gemeint war, sah ich mich um.

»Der Erdnussbutterkuchen. Aber er wird besser, wenn Sie Schokolade drüberstreuen. Richtige. Und ersetzen Sie die Kruste aus Graham-Kräckern bloß nicht durch etwas anderes, das Sie vielleicht besser finden. Denn das stimmt nicht, Ehrenwort. Und nehmen Sie *echte* Butter – ich stehe nicht auf fettreduzierten Kram.«

»Das haben Sie auch gar nicht nötig«, erwiderte ich, weil sie drahtig und durchtrainiert war.

Nun steht dieselbe junge Frau vor mir und Benton auf dem Gehweg in der Quincy Street,

hält ihr iPhone in einer eisblauen Hülle in der Hand und steckt es dann wieder in seine schwarze Plastikhalterung. Dabei stößt sie versehentlich an ihre Wasserflasche, die runterfällt, mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden landet und auf uns zurollt. Benton bückt sich, um sie aufzuheben.

»Tut mir leid. Vielen Dank.« Sie wirkt erhitzt. Ihr Gesicht ist gerötet und schweißnass.

»Die brauchen Sie heute ganz sicher.« Er reicht ihr die Flasche. Gerade verstaubt sie sie in ihrer Halterung, als ich einen jungen Mann bemerke, der über den Rasen vor dem Faculty Club läuft.

Ihre randlose Brille ist auf ihn gerichtet, als sie wieder aufs Rad steigt und sich mit den Spitzen ihrer Turnschuhe am Gehweg abstützt. Er ist dunkelhaarig und mager und trägt eine Stoffhose und ein Button-down-Hemd, als sei er in einem Büro beschäftigt. Als er endlich durchgeschwitzt und grinsend vor ihr steht, gibt er ihr einen Umschlag von FedEx, der zwar beschriftet, aber nicht verschlossen ist.

»Danke«, sagt er. »Leg einfach die Karten rein, und dann können wir ihn abschicken.«

»Ich erledige das auf dem Heimweg. Bis später.« Sie küsst ihn auf die Lippen.

Dann tritt er zurück zum Faculty Club, wo er offenbar arbeitet. Sie setzt den Helm wieder auf, ohne sich um den Riemen zu kümmern, der eigentlich stramm unter ihrem Kinn sitzen müsste. Sie dreht sich zu mir um und lächelt mich an.

»Sie sind doch die Erdnussbutterlady.«

»Was für ein reizender Spitzname.« Ich erwidere das Lächeln und erinnere sie beinahe daran, ihren Kinnriemen zu schließen.

Allerdings kenne ich diese Frau nicht und möchte nicht aufdringlich sein.

»Bitte seien Sie vorsichtig hier draußen«, sage ich stattdessen. »Diese Hitze ist mörderisch.«

»Was einen nicht umbringt, macht einen stark.« Sie greift nach dem niedrigen Lenker und tritt mit langen, kräftigen Stößen in die Pedale.

»Nicht immer«, merkt Benton an.

Die heiße Luft bewegt sich träge, als sie an uns vorbeifährt.

»Viel Spaß mit dem Kuchen und dem Stück«, ruft sie uns noch zu. Sie erinnert mich an meine Nichte: waches Gesicht, selbstbewusst und ausgesprochen fit.

Ich beobachte, wie ihre nackten Beine pumpen und sich ihre Wadenmuskeln wölben, als sie schneller wird und sich durch dasselbe Tor schlängelt, das ich vorhin benutzt habe. Dabei erinnere ich mich an die Zeit, als ich in ihrem Alter war, das Beste und Schlimmste noch vor mir lagen und ich alles im Voraus wissen wollte, so als könnte ich mit meinem Schicksal verhandeln. Mit wem würde ich zusammen sein, und was würde aus mir werden? Wo würde ich leben, wem etwas bedeuten? Ich grübelte und versuchte manchmal, mein Leben in die Richtung zu zwingen, die ich für richtig hielt. Inzwischen würde ich das nicht mehr tun.

Ich beobachte, wie die Gestalt der jungen Frau sich entfernt und kleiner wird, während sie zwischen den riesigen Gebäuden der Pusey-Bibliothek und der Lamont-Bibliothek durch den Yard radelt. Ich verstehe nicht, warum jemand die Zukunft kennen wollen sollte.

Und ich frage mich, ob es sich bei ihr auch so verhält. Die Standardantwort lautet »vermutlich«. Doch die wahrscheinlichere ist »absolut«. Ganz im Gegensatz zu mir.

»Was wollte Marino?« Benton berührt mich sanft und liebevoll am Rücken, als wir den Gehweg entlangschlendern.

Vor uns links befindet sich der Staketenzaun. Weit zurückversetzt steht das neo-georgianische zweistöckige Gebäude aus Backstein mit den weißen Kanten. Der Wintergarten verfügt über eine Glaskuppel. Vier hohe Kamine ragen stolz und symmetrisch an verschiedenen Ecken empor, und zehn Dachgaubenfenster halten Wache auf dem Satteldach aus Schiefer.

Der lange, mit roten Steinen gepflasterte Weg windet sich durch Steingärten und Zierbüsche. Die Sonne ist hinter den Gebäuden untergegangen, und die drückende Luft fühlt sich an wie ein Dampfbad, das langsam abkühlt.

Benton hat sein Sakko ausgezogen und es sich ordentlich gefaltet über den Arm gelegt. Wir gehen an hellrosafarbenen Zylinderputzern, Zimterlen, violetter Berglavendel und weißen und blauen Hortensien vorbei. Keine Pflanze regt sich in der stehenden Luft, und nur wenige dunkelgrüne Blätter zeigen auch nur den kleinsten Hauch von Rot. Je länger es so heiß und trocken bleibt, desto unwahrscheinlicher wird es, dass wir in diesem Jahr bunte Herbstfarben zu sehen bekommen.

In unserem Gespräch beantworte ich Bentons Fragen, was Marinos Absichten betrifft, so gut wie möglich und erkläre, wie nachdrücklich er darauf bestanden hat, dass ich nicht allein draußen herumlaufe. Allerdings glaube ich nicht, dass es ihm nur darauf ankam, und ich habe den starken Verdacht, dass es Benton ebenso ergeht.

»Wie dem auch sei«, erzähle ich weiter, »war er beim Telefonieren die ganze Zeit unterwegs und hat mich buchstäblich verfolgt, obwohl er das Gegenteil behauptet hat. Dann hat er mich die letzten hundertfünfzig Meter gefahren, und dort haben wir beide uns vor einigen Minuten getroffen.«

»Die letzten hundertfünfzig Meter?«, wiederholt Benton.

»Ich sollte einsteigen, und er würde mich die letzten hundertfünfzig Meter fahren. Die letzten *gottverdammten* hundertfünfzig Meter waren besonders wichtig.«

»Offenbar wollte er sich ungestört unter vier Augen mit dir unterhalten. Vielleicht stimmt es ja, dass er das nicht am Telefon besprechen wollte. Oder er hat es nur vorgeschoben. Es könnte auch beides stimmen«, erwidert Benton, als ob er es wüsste. Und vermutlich tut er das ja. Für ihn ist es nicht schwierig, Pete Marino zu durchschauen.

»Und jetzt verrate mir mal, warum du beschlossen hast, allein einen Spaziergang zu unternehmen. Im Kostüm und mit schweren Taschen bepackt«, kommt Benton auf sein eigentliches Thema zu sprechen. »Bist du nicht diejenige, die alle vor einem Hitzschlag warnt – so wie gerade eben die Frau auf dem Fahrrad?«

»Wahrscheinlich kommt da der Spruch her, dass man nicht Wein trinken und Wasser predigen soll.«

»Hier geht es nicht um das, was du predigst, sondern um etwas anderes.«

»Ich dachte, ein Spaziergang würde mir guttun«, entgegne ich, worauf er schweigt. »Außerdem musste ich die Theaterkarten abholen.«

Ich erkläre ihm, dass ich außerdem im College-Buchladen, dem Coop, Geschenke kaufen wollte. Vielleicht sind das T-Shirt, das Nachthemd und der attraktiv gestaltete Bildband nicht unbedingt die originellsten Geschenke, die ich je gemacht habe. Aber mehr habe ich beim Bummeln durch die Gänge nicht entdeckt. Wie Benton sehr wohl weiß, ist es schwierig, meiner Schwester eine Freude zu bereiten.

Das bedeutet aber nicht, dass ich nicht wüsste, was ihr gefällt. Ein beliebtes Musical und ein Erdnussbutterkuchen zum Beispiel. Dorothy wird sich auch über das enge Harvard-T-Shirt freuen, das sie zu ihren noch engeren Leggings oder Jeans tragen kann. Ihr operativ aufgemöbelter Busen wird das T-Shirt von einer Eliteuni ausfüllen bis zum Platzen. Zweifellos werden sich daraus anregende Gespräche in den Kneipen von South Beach und Margaritaville ergeben.

»Und das Buch mit Fotos aus Cambridge kann sie mit nach Miami nehmen, als wäre es ihre Idee gewesen«, fahre ich fort, während Benton wortlos lauscht, wie er es immer tut, wenn er nicht meiner Meinung ist. »Und genauso wird meine Schwester auch vorgehen, wenn sie Mom die Bilder von Harvard, dem MIT und dem Charles River zeigt. Dorothy wird wieder im Mittelpunkt stehen, was in Ordnung ist, solange Mom Spaß an ihren Geschenken hat und weiß, dass jemand an sie denkt.«

»Es ist nicht in Ordnung«, entgegnet Benton, während wir durch die tiefer werdenden Schatten zwischen hohen Buchsbaumhecken spazieren.

»Einige Dinge ändern sich nie. Es ist okay.«

»Du darfst dir von Dorothy nicht so auf der Nase herumtanzen lassen.« Seine dunklen Brillengläser richten sich auf mich.

»Wie ich annehme, hast du von dem Notruf gehört«, wechsele ich das Thema, weil meine Schwester schon genug von meiner Zeit vereinnahmt hat. »Offenbar hat Marino einen Mitschnitt, aber er wollte ihn mir nicht vorspielen.«

Benton antwortet nicht, und falls er den Mitschnitt kennt, wird er es mir nicht verraten. Wenn man ihn darauf hingewiesen hätte, hätte er wahrscheinlich vom Cambridge Police Department eine Kopie verlangt – und zwar mit der Begründung, das FBI wolle sichergehen, dass sich eine Staatsbedienstete weder danebenbenimmt noch bedroht wird.

Mein Mann könnte sich alles Mögliche einfallen lassen, um den Mitschnitt des Notrufs in die Finger zu kriegen. Außerdem versteht er sich ziemlich gut mit dem Polizeichef, dem Bürgermeister und auch sonst fast allen, die hier etwas zu sagen haben. Er hätte Marinos Hilfe nicht gebraucht.

»Wie du vielleicht weißt, oder auch nicht, hat sich jemand beschwert, ich würde angeblich die öffentliche Ordnung stören.« Als ich mir zuhöre, wie ich so etwas einem Menschen erkläre, der sich tagtäglich mit Terroristen und Serienmördern herumschlägt, klingt es noch absurder.

Ich sehe ihn an, während wir uns in der aufziehenden Dämmerung dem beeindruckenden Backsteingebäude nähern. Seiner Miene ist rein gar nichts zu entnehmen.